

DIETER KIMPEL und ROBERT SUCKALE, *Die gotische Architektur in Frankreich 1130—1270*. Aufnahmen von Albert Hirmer und Irmgard Ernstmeier-Hirmer. München, Hirmer Verlag 1985. 576 Seiten mit 176 Tafeln, davon 48 in Farbe, sowie 412 Abbildungen, Risse und Schnitte im Text und 2 Karten. DM 224,—.

Im Abstand von nur zwei Jahren sind jetzt zwei große Bücher über die gotische Architektur Frankreichs vorgelegt worden, sicherlich die umfassendsten und anspruchsvollsten Darstellungen des Themas seit Robert de Lasteyries 1927 erschienener *Architecture religieuse en France à l'époque gothique*. 1983 erschien in englischer Sprache von Jean Bony, einem der geistvollsten Schüler Henry Focillons, *French Gothic Architecture of the 12th and 13th Centuries*. 1985 legen zwei deutsche Forscher der mittleren Generation, die sich seit ihrer Dissertation mit der gotischen Kunst Frankreichs beschäftigen, das hier anzuzeigende Buch vor, reich illustriert durch die eigens gefertigten Aufnahmen von Albert Hirmer und Irmgard Ernstmeier-Hirmer. Bonys schon 1961 für die Mathews Lectures konzipierter Text war ein brillantes Beispiel autonomer Formgeschichte der Architektur — von beneidenswerter, aber auch atembeklemmender Einseitigkeit (vgl. die Rez. d. V. in *The New York Review of Books*, Nov. 8, 1984). Kimpel und Suckale haben versucht, ein sehr anderes Buch zu schreiben und in Annäherung an die „nouvelle histoire“ zu zeigen, daß die Produktion gotischer Architektur Teil jenes politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Modernisierungsschubes war, wie ihn das kapetingische Frankreich seit Ludwig VI. erlebte. Die Vorgehensweise ist in den dichtesten und eigenständigsten Teilen des Textes radikal empirisch, bemüht, die materiellen Befunde an den Bauten in den oben angedeuteten historischen Zusammenhang einzufügen. Als deutsche Autoren mußten die Verfasser eine lange, seit der Romantik angehäuften Erblast vergeistigender Kathedraldeutung abtragen. Das hat ihr Buch an manchen Stellen mit einer erfrischenden Spannung erfüllt, es aber in anderen Passagen nach meinem Eindruck belastet und fixiert.

Zunächst zu Äußerlichkeiten. Den zeitlichen Rahmen gibt der Titel an: von den späteren Regierungsjahren Ludwigs VI. bis zum Todesjahr Ludwigs des Heiligen. Diese Zeitbegrenzung etwa vom Sugerschen Saint-Denis bis Saint-Urbain in Troyes ist konventionell. Pointierter ist die geographische Eingrenzung auf das Herrschafts- und Einflußgebiet der kapetingischen Krone, denn sie entspricht der These, daß der politische Aufstieg der Monarchie und die Herstellung einer neuen, fortschrittlichen Form von sakraler Architektur zusammengehörige und in ihren Expansionsphasen parallele Prozesse seien. Man wird dieser These grosso modo zustimmen. Sie hat freilich Beschneidungen zur Folge. Die Plantagenet-Gotik mußte als eine separate Erscheinung ausgeschieden werden. Ebenso konsequent war es, im Reich liegende Bauten wie die Kathedralen in Toul oder Metz beiseite zu lassen. Auch die erst durch den Heiligen Ludwig und den Vertrag von 1259 wirklich für die Krone gewonnene Normandie wird nicht behandelt, die Eigenständigkeit ihrer Baukunst nach 1204 richtig als Distanzierung von der neuen französischen Herrschaft interpretiert. Ob es klug war, auch Flandern zu übergehen, so daß ein so kapitaler Bau wie die Kathedrale von Arras kaum genannt wird, scheint mir fraglich. Gleiches gilt übrigens für die damals noch knapp jenseits der Grenze zum Reich gelegene Kathedrale von Cambrai. In diesem einen Punkte war Bonys rein formge-

schichtliches Orientierungssystem offener und produktiver. Innerhalb des Krongebiets aber haben die Verf. alle Beschränkungen vermieden, zumal die fatale Fixierung auf „Kathedralen“. Sie haben alle Gattungen und Klassen der sakralen Architektur einbezogen und gründlich mit dem Vorurteil aufgeräumt, daß die Ordensarchitektur im Zeitalter der Kathedralen zurückgegangen sei. Mit Nachdruck haben sie vermerkt, wie sehr die nahezu völlige Zerstörung der französischen Bettelordensarchitektur für das 13. Jahrhundert unser heutiges Bild verfälscht. Wenigstens gelegentlich sind sie sogar über die Grenzen der kirchlichen und monastischen Baukunst hinausgegangen und haben die Konstruktion von Festungen, Mauern und Häusern erwähnt. Die Feststellung, daß die Innovationen auf dem Gebiet der Maschinen- und Belagerungstechnik unter Philippe Auguste sich auch auf die Technologie kirchlicher Großbauten ausgewirkt zu haben scheint (S. 220), zeigt, wie fruchtbar solche Grenzüberschreitungen sich auswirken können. Die reinliche Spaltung von kirchlicher und ziviler Architektur, die einem Viollet-le-Duc oder Semper noch völlig unverständlich gewesen wäre, gehört ja ohnedies — sieht man von der rühmlichen Ausnahme der englischen Forschung ab — zu den Merkwürdigkeiten der architekturgeschichtlichen Mediävistik in unserem Jahrhundert.

Der Text ist in vier große Abschnitte gegliedert. Er beginnt mit einer Einführung in das Studium der gotischen Architektur am Beispiel der Kathedrale von Amiens, die den Verfassern und vor allem Dieter Kimpel schon in früheren Untersuchungen als der Modellfall eines französischen Großbaubetriebes im 13. Jahrhundert gedient hat. Die drei anderen Abschnitte sind historisch angelegt. Auf einen ersten Teil: „Vom Beginn der Gotik bis zum Neubau der Kathedrale von Chartres“ folgt das Kapitel „Neue Dimensionen: Die Großbauten seit 1194“, und im letzten Abschnitt wird „Die Epoche Ludwig des Heiligen“ behandelt. Das scheint auf den ersten Blick ein vertrautes, mittlerweile lange eingefahrenes chronologisches Schema zu sein, dem alten evolutionistischen Modell von Früh- und Hochgotik verhaftet, dem gewohnten harmonisierten Bilde von der Frühe, der Reife und der schließlichen Erstarrung des Stiles. Tatsächlich wenden sich die Verfasser aber mit Vehemenz gegen die Vorstellung von anonymen, sozusagen verantwortungslosen Stilabläufen und begreifen stattdessen die Erstellung der gotischen Kirchen und Klöster als bewußtes Handeln in konkreten historischen Einzelsituationen, das von funktionalen, kirchlichen und politischen Interessen ebenso bestimmt wird wie von ästhetischen Neigungen. Soweit ich sehe, sind sie dabei in keinem Passus bis zur „terrible simplification“ gegangen, im Gegenteil, im letzten Drittel des Buches hätte man sich den Zugriff sogar noch entschiedener gewünscht. Die Untersuchung der gotischen Architektur ist hier unter kritischer Sichtung vieler früherer Deutungsansätze vom Kopf auf die Füße gestellt worden.

Es schiene mir nicht sinnvoll, nun Kapitel für Kapitel nacheinander abzupflücken; lehrreicher ist es, Gesichtspunkte herauszugreifen, die sich aus dem Ansatz der Verfasser ergeben. In Frage gestellt wird z. B., daß Formenveränderungen an Einzelbauten immer als Stilinnovationen und möglicherweise als Wechsel der architektonischen Handschrift zu verstehen seien. Hatte die Forschung bisher die gegenüber dem Chor veränderten Formen im Langhaus von Notre-Dame in Paris als Ergebnis eines Architektenwechsels gedeutet, so schlagen die Verfasser vor, darin ein Absinken des architekto-

nischen Sprachniveaus in einem rangniederen Teil des Gebäudes zu sehen. Oder: die Bereicherung und Auflichtung des Triforiums im Chorpolygon von Amiens wird nicht nur wie bisher als Stilwandel und Modernisierung gegenüber dem älteren Langhaus verstanden, sondern als Auszeichnung des Sanctuariums. Es ließen sich weitere Fälle anfügen. Über die Berechtigung dieser neuen, nicht mehr chronologisch-innovativen, sondern semantischen Interpretationen wird es von Fall zu Fall Diskussionen geben. Die Perspektive, die sich hier eröffnet, stellt eine gesteigerte inhaltliche Lesbarkeit der Bauten frei. Sie wäre ohne die Vorarbeiten von Bandmann — und auch Sedlmayr — nicht zu entwickeln gewesen. Aber diese Perspektive ist bei Kimpel und Suckale den Vorgängern gegenüber entgeneralisiert und bis in die empirische Beobachtung am einzelnen Objekt fortgeführt.

Kommen wir zu einem nächsten, noch wichtigeren Punkt. Die französische Forschung seit dem 19. Jahrhundert hat die gotische Architektur — wenn auch mit größeren Schwierigkeiten als die romanische — in „écoles“ eingeteilt. Eine „école“ kann in einer Landschaft angesiedelt sein oder einem Musterbau folgen. Die Verfasser des vorliegenden Buches suchen hingegen zu zeigen, daß es ganz konkrete Interessen der Auftraggeber oder ebenso konkrete Abhängigkeiten der kirchlichen Institutionen waren, die zur bewußten Wahl bestimmter Architekturformen geführt haben. Beispiele: In Etampes folgt um 1140 die Stiftskirche Notre-Dame-du-Fort, deren Propst Etienne de Garlande war, der damals allerdings nicht mehr auf dem Höhepunkt seiner Macht stehende Seneschall Ludwigs VI. in Etampes, Pariser architektonischen Vorbildern. Die Benediktiner in Saint-Martin, als Reformanhänger Gegner Etiennes und unter der Fürsorge des Senser Erzbischofs, bauten gleichzeitig nach dem Modell der Senser Kathedrale. Fazit: „Die Anlehnung an den König und deshalb an Pariser Stilformen einerseits, an den Erzbischof und an Senser Formen andererseits, dienen beide Male der Darstellung politisch-religiöser Beziehungen“ (S. 108). Oder: die Bauten des Grafen Henri le Libéral von Champagne — also das nicht erhaltene Saint-Etienne in Troyes, Voulton, Saint-Quiriace in Provins — orientieren sich an Sens. Das gilt den Verfassern als „eine Entscheidung des Grafen von Champagne und ist Programm. Die Nachahmung von Saint-Denis wäre der Öffentlichkeit als eine geradezu unterwürfige Bindung an das französische Königshaus erschienen“ (S. 110). Die dem König gehörige Kirche Saint-Ayoul am gleichen Ort zeigt dagegen Pariserische Züge. Nun finden sich an den beiden Gurten vor dem Sanctuarium und dem Chor in Saint-Quiriace anglo-normannische Zickzackbögen. Eine Beziehung zwischen dem Grafen und dem englischen Hof ist nachgewiesen. Die Verfasser schließen: deshalb dürfen wir dieses Ornament „als eine Reverenz an den anglo-normannischen König verstehen“ (S. 112). Der Rezensent wäre mißverstanden, wenn aus seinen Zitaten nur billige Ironie herausgehört würde. Nach dem Zusammenhang von Auftrag, Institution und architektonischem Kostüm zu fahnden, ist im 12. Jahrhundert nicht weniger legitim als in späteren Perioden. Auch hier offeriert der Ansatz der Verfasser eine weitergehende Lesbarkeit der Gebäude im Handlungszusammenhang von geschichtlichen Konflikten und Abhängigkeiten. Freilich: Architekturformen sind noch schwieriger zu lesen als Urkunden. So kann man, was die Beweisführung im einzelnen angeht, als alter Positivist nur sagen: *videant consules*, und sich kopfschüttelnd der vielen Zickzackbögen aus Zentraleuropa erinnern, die Richard Hamann vor 60 Jah-

ren unter der Titelfanfare „*Normannische Invasion*“ zusammengetragen hatte. Lauter Verbeugungen?

Unter den verschiedensten Gesichtspunkten haben die Verfasser ihre Überzeugung zur Geltung gebracht, daß die Formen der gotischen Architektur im 12. und frühen 13. Jahrhundert nicht durch anonyme Kräfte des Stils sich ausbreiten, sondern von Auftraggebern und Institutionen bewußt gewählt werden. Eine sehr einleuchtende Folgerung ist, daß sie von der abstrakten, modernen Vorstellung von Regionen abweichen und dagegen zeigen, wie innerhalb der Diözesen die „*major ecclesia*“, die Kirche des Bischofs, zum Modell wird, das oft lange von den nachgeordneten Klöstern und Pfarren in bescheideneren Formen imitiert wird. Besonders auffallend ist diese Erscheinung in der Diözese Paris. Die Abhängigkeiten können sich aber auch über die Diözesangrenzen hinaus geltend machen. Die Kollegiatkirche in Mantes liegt in der Diözese Chartres, jene von Moret-sur-Loing in der Diözese Sens, aber beide stehen in enger Beziehung zur Krone. Sie folgen daher, so schließen die Verfasser, nicht der Mutterkirche der eigenen Diözese, sondern Notre-Dame in Paris. Am Rande sei erwähnt, daß die Baugeschichte von Mantes durch die Verfasser sehr überzeugend umgeschrieben wird: Baubeginn schon in den fünfziger Jahren nach dem Modell von Senlis, erst ab Emporengeschoß Orientierung an Paris aus den besagten Gründen. Zitieren wir noch einen umgekehrten Fall: Die Kirche in Chars gehörte zum Besitz der Abtei Saint-Denis, lag aber in der Diözese Rouen. Man wählte daher für den Bau normannische Formen, wobei die Verfasser hier auch technische und ästhetische Motive für diese Entscheidung in Erwägung ziehen. Man könnte die Liste der Beispiele verlängern. Es geht uns aber nicht um die Einzelfälle, noch soll hier die Berechtigung der Schlüsse im Detail diskutiert werden. Interessant scheint uns zunächst der Versuch, das Beziehungsnetz zwischen den Bauten, das die Forschung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts geknüpft und an den „*regions*“ und „*écoles*“ festgemacht hatte, in die Geschichte der Herrschafts- und Besitzverhältnisse und in das hierarchische Gefüge der mittelalterlichen Diözesen einzubinden und damit zu historisieren. Ansätze dazu gab es schon in älteren Arbeiten, etwa in einzelnen Kapiteln von Otto von Simsons Buch über die gotische Kathedrale. Kimpel und Suckale aber haben solche Beobachtungen und Erwägungen auf eine empirische Basis gestellt, die historischen Konjekturen durch breit gestreute Bauuntersuchungen untermauert.

Es gibt andere Beispiele der inhaltlichen Deutung von baulicher Erscheinung, die vager und, wie mir scheint, wenig einleuchtend sind. Gewiß hat sich der vorher in aufwendigem Lebensstil am Hof brillierende Henri Sanglier nach seiner Erhebung zum Erzbischof von Sens, wo er diesen Pomp anfangs fortgesetzt zu haben scheint, durch Bernhard von Clairvaux über die dem Hirtenamt angemessene Zurückhaltung belehren lassen. In dem diesbezüglichen Traktat *De moribus et officio episcoporum* mahnt Bernhard tatsächlich den früheren Höfing: „*Honorificabitur autem... non amplis aedificiis*“ (P. L. 182, Sp. 812 f.). Offensichtlich aber hat er dabei den Luxus von Palasträumen und Privatgemächern im Auge. Es ist jedenfalls schwer einzusehen, daß ausgerechnet die mächtige Kathedrale von Sens, deren Inneres etwas von der grandiosen Erscheinung eines römischen Thermensaales hat, eine Folge dieses Bernhardinischen Bescheidenheitsgebots sein sollte. Im 12. Jahrhundert scheint man in diesem monumentalen Bau die dem Primas von Gallien angemessene Metropolitankirche gesehen zu haben, weswegen

sie in Canterbury, am Sitz des Primas von England, nach der Heiligsprechung des Erzbischofs Thomas alsbald imitiert wurde. Man kann in diesem Zusammenhang nicht einen modernen, sozusagen privaten Begriff von Bescheidenheit zugrundelegen. Die andere Schwierigkeit, nämlich die heilsamen Spuren der Kirchenreform an der ästhetischen Erscheinung von Gebäuden zu erkennen, ist — sieht man von Ausnahmen wie den Zisterziensern ab — ohnedies mit rationalen Kriterien nicht aufzulösen. Ebenso wenig scheint mir der Terminus „Bescheidenheit“ im Zusammenhang mit dem Chor von Saint-Denis angesichts des fabelhaften Reichtums seiner Ausstattung und ihrer kalkulierten Inszenierung angemessen. Wirklich „keine Prachtentfaltung... um der Anlockung des Volkes willen“, wie die Verfasser beinahe gerührt schreiben? Aber wie läßt sich das mit Sugers emphatischem Bericht vereinen, er habe für die mit Gold und Gemmen reich geschmückten Schreine der Heiligen Patrone einen Ort ausgesucht „*ubi gloriosius adventantium obtutibus et conspicabilius transferrentur*“? Ist hier nicht die romantische Verklärung der Gotik, welche die Verfasser sonst so energisch verabschiedet haben, unversehens doch wieder im Spiele?

Was die Auflösung der im Bewußtsein der Forschung so tief eingewurzelten Regional Schulen angeht, ist ganz besonders die vorzügliche Behandlung der Kathedrale von Auxerre im vorliegenden Buche ein Lehrstück. Von Viollet-le-Duc hochgeschätzt, war die Kathedrale von Auxerre später meist als provinzieller Bau angesehen worden, das größte Stück der sogen. burgundischen Gotik. Die Verfasser zeigen, bis zu welcher erstaunlichen Subtilität und Illusionswirkung in Auxerre die Versetzungstechnik „en délit“ entwickelt worden ist, und sie betonen zu Recht, daß es sich hier nach den historischen Umständen wie nach Befund um einen kronländischen Bau handelt. Die sogen. burgundische Gotik ist Imitation und Variation dieses Großbaues und ist nicht ein Regionalstil, sondern Ausdruck der zunehmenden politischen Annäherung an die Krone. Notre-Dame in Dijon, so wird richtig betont, folgt Auxerre. An die Stelle der Regional Schule, der Bodenständigkeit, tritt der historische Prozeß.

Genau zwanzig Jahre vor dem Erscheinen des hier rezensierten Buches veröffentlichte Robert Branner seinen bahnbrechenden Band über *Saint Louis and the Court Style in Gothic Architecture*. Branner hat als erster erkannt, welche Rolle die Einführung des Maßwerks und der Planzeichnung für die Geometrisierung und Modernisierung der Architektur im Umkreis des französischen Hofes ab etwa 1230 gespielt haben. Er hatte auch bereits angedeutet, wie sich die Rolle der Architekten dadurch verändert und intellektualisiert haben muß. Kimpel und Suckale haben diese Perspektive jetzt ganz erheblich weitergeführt, indem sie die Rationalisierung des Baubetriebes von der Steinbearbeitung und der Versetzungstechnik her verfolgen, zeigen, wie sich die Arbeitsvorgänge und damit die Bauzeiten im 13. Jahrhundert beschleunigt haben. Sie zeigen, wie in diesem rationalisierten Baubetrieb dann wieder Luxusformen wie etwa die Reimser Kapitelle entstehen, welche in der Fertigung extrem aufwendig sind. Sie entwerfen auch ein differenziertes und neu nuanciertes Bild von der Architektur im Umkreis des Hofes. Zunächst ist beachtenswert, daß sie zu Beginn des dritten Abschnittes erstmals die Bauten aus dem Umkreis des Philippe Auguste zusammengestellt und auf ihre auffallende, historisch einleuchtende Bescheidenheit hingewiesen haben. Besonders hervorzuheben ist, daß die von der Königinwitwe Ingeburg errichtete Johanniterkomtureikirche Saint-

Jean-en-l'Île in Corbeil-Essonnes hier erstmals angemessen gewürdigt wird. Was nun den Hofstil Ludwigs des Heiligen angeht, so sehen die Verfasser abweichend von Branner ihn vor allem durch eine dem höfischen Zeremoniell entsprechende „hierarchische Stilabstufung der Bauten“ charakterisiert. Während Branner eine Stilabfolge annahm — in der Frühzeit die bescheideneren Bauten, später die aufwendigeren —, kommen die Verfasser auch hier auf ihr Interpretationsmuster der Abstufung, der architektonischen Sprachniveaus zurück. Das dürfte als Korrektur zu Branner richtig sein. Es wäre aber zu fragen, wie spezifisch diese Erscheinung für den Umkreis Ludwigs IX. ist. Immerhin sehen auch schon in einem Zisterzienserkloster des 12. Jahrhunderts die Kreuzgänge feiner aus als die Schmieden, wird auch dort schon zwischen den Räumen für die Mönche und die Konversen differenziert. Man müßte also genauer zeigen, daß dieses Verfahren unter Ludwig dem Heiligen im Sinne der höfischen Etikette den Vorstufen gegenüber weiter verfeinert wird.

Anregend ist, wie im letzten Teil des Buches an diversen Beispielen gezeigt wird, wie die Rayonnant-Architektur in ihren Höchstleistungen eine Brillanz, eine Abgehobenheit entwickelt, die ihre Entsprechung in den Veränderungen der gesellschaftlichen Struktur, der zunehmenden Abschottung des Adels hat bis zur schließlichen Erstarrung des sozialen wie des architektonischen Gefüges am Ende der Regierungszeit Ludwigs IX. Freilich bedürfte dieses nicht ganz neue Bild der weiteren Reliefierung. Die Sainte-Chapelle und der Neubau der königlichen Nekropole in Saint-Denis sind architektonische Inszenierungen der Monarchie, die — das haben die Verfasser richtig gesehen — in ihrer Systematik, in ihrem zentralistischen Anspruch weit über alles hinausgehen, was das 12. Jahrhundert auf diesem Gebiete hervorgebracht hatte, und die sich bis in die Regierungszeit Philipps des Schönen stabilisierend und normativ auswirken, wie um 1300 am plakativsten der geradezu historisierende Neubau von Saint-Louis in Poissy zeigt. Mir scheint, um die traditionellen kunsthistorischen Beurteilungen dieses Prozesses — etwa Dehios Vorstellung von einer doktrinären Gotik oder Werner Gross' ebenso subtile wie abgehobene Spekulationen über die Rolle der Fläche — historisch ähnlich festzumachen, wie die Verfasser das für den Zeitraum von 1130 bis zum Bau der Kathedrale von Amiens versucht und weitgehend geleistet haben, ist noch ein großes Stück Arbeit zu tun. Der in einem so wohlthuend empirischen und kritischen Buch schwer verständliche Rückfall in die apodiktische, metahistorische Kategorialität Sedlmayrs: „Die Kapelle als führende Bauaufgabe“ (S. 399) verdunkelt die Wege zu solcher Lösung eher als daß er sie erhelle.

Ein letzter Abschnitt beschäftigt sich mit der Expansion und Rezeption der gotischen Baukunst und enthält sehr lesenswerte Seiten über die Kathedralen in Clermont-Ferrand und Tournai. Ich habe in diesem Teil das Langhaus der Kathedrale von Toulouse vermißt, nicht weil seine Behandlung unter architekturgeschichtlichen Gesichtspunkten sonderlich erhellend gewesen wäre, sondern weil es in seinen baugeschichtlichen Brüchen dramatisch sichtbar macht, daß der Triumph der Monarchie wie der Gotik identisch war mit der Zerstörung der alten, in vielen Zügen lebendigeren Kultur des französischen Südens, und uns daran erinnert, daß zu den Kathedralen des Kronlandes, welche in ihrer Systematik monumentale Affirmationen der kirchlichen Rechtgläubigkeit sind, die Nachtseite der blutigen Ausrottung der albigensischen Ketzler unablösbar hinzugehört.

Es sind kompensatorische Phänomene, das sollte man, mehr als die Verfasser getan haben, bei allem Enthusiasmus für die neue, die bessere Architektur des Kronlandes im Auge behalten.

Ich habe versucht, selektiv und sicher simplifizierend einige Grundlinien des hier rezensierten Werkes herauszuarbeiten. Auf die Erörterung von baugeschichtlichen Einzelfragen habe ich verzichtet, weil sie gewiß in anderen Rezensionen und in der weiteren Forschung zur Sprache kommen werden. Auch scheint es mir nicht produktiv, an Quisquilien herumzumäkeln (bei einer Neuauflage — vielleicht als Taschenbuch — sollten die zahlreichen Irrläufer zwischen den bibliographischen Nummern in den Anmerkungen und der Bibliographie in Ordnung gebracht werden, um die Benutzung zu erleichtern). Kimpel und Suckale haben ein bedeutendes Buch geschrieben. Im nachrevolutionären Europa sind die Kathedralen durch Reaktionäre von Chateaubriand bis Sedlmayr nur allzu oft der aufgeklärten und zersplitterten Gegenwart als die steinernen Zeugen eines konfliktlos im Glauben harmonisierten Zeitalters entgegengehalten worden. Gewiß, es hat immer andere Stimmen gegeben, von denen jene Viollet-le-Ducs dem Kunsthistoriker heute noch am vernehmlichsten ist. Auf dieser Gegenlinie sind die Verfasser weitergegangen, haben die gotische Architektur beschrieben als Teil des großen Modernisierungsschubes, welchen die französische Monarchie von Ludwig VI. bis zu Ludwig IX. erlebt hat und damit als einen Prozeß des Fortschritts unter den spezifischen Bedingungen eines feudalen und religiösen Zeitalters. Sie haben dabei nicht ein ideologisches Konzept über die Steine gestülpt, sondern in konkreter und behutsamer Arbeit empirische Bauuntersuchung und Geschichte miteinander zu verbinden gesucht. An vielen Einzelergebnissen, auch an manchen Akzentsetzungen und an einem gelegentlichen Eklektizismus der wissenschaftlichen Tradition gegenüber mag Kritik geübt werden. Die entscheidende Frage ist, ob die „zünftige“ Behandlung der Architekturgeschichte des Mittelalters sich auf das Anspruchsniveau einlassen wird, das Kimpel und Suckale mit diesem imponierenden Buche geschaffen haben.

Willibald Sauerländer

LOUIS GRODECKI, CATHERINE BRISAC: *Le vitrail gothique au XIIIe siècle*. Fribourg, Office du Livre, 1984, 268 Seiten. 215 Abb.

1977 hatte Louis Grodecki, unterstützt von Catherine Brisac und Claudine Lautier, in dem Schweizer Verlag Office du Livre einen Band über die vorgotische Glasmalerei veröffentlicht, der nicht nur die Summe aus eigenen Studien über die französischen Scheiben zog, sondern auch die englischen und deutschen Beispiele ebenso eingehend wie originell behandelte. Das hier angezeigte Buch *Le vitrail gothique au XIIIe siècle* war als Fortsetzung dieser Veröffentlichung geplant. Louis Grodecki hat bis zu seinem Tode im März 1982 an dem Text gearbeitet, aber nur die ersten drei Kapitel abschließen können. Für die beiden weiteren Abschnitte — die Kapitel IV „La seconde moitié du XIIIe siècle en France“ und V „L'Europe au XIIIe siècle“ — lag lediglich die Konzeption fest. Geschrieben wurden sie von Catherine Brisac, die sich als Schülerin und langjährig-